Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Die Perlentasche [Schluss]
Autor: Amberger, Olga
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574810

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Noch beherrschte der ehrwürdige Dom selbst die höchsten Dächer, und über der Stadt auf grünem Wall leuchtete wie ehedem die weiße Vogtei weit in die Lande hinaus.

Dort oben sah ich dich, Maria, in Gedanken stehen, deine Sehnsucht winkte über die Wasser, und in einem alles umfassenden Deingedenken rief ich dir zu: „Hab Dank für das, was du mir warst!“

Die Perlentasche.

Novelle von Olga Amberger, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß).

Zwei Menschen kamen mir entgegen auf dem Marktplatz; ein junger Mann mit einer schwarzen Brille stützte sich auf eine alte aufrechte Frau. Ich wich ihnen in einem Bogen aus, damit der tastende Herr mit dem Stock seine sichere Richtung behalten könne. Die alte Frau spendete mir einen gütigen Blick dafür. Man war schon aneinander vorüber. Da ließ die Frau den jungen Mann gehen, drehte sich und zog mich am Aermel. „Sind Sie der Peter Notz?“ fragte sie. Ich war zu Tode erstaunt und sagte: „Ja!“

„Dann bist du unser Vetter! Komm' mit uns!“

Munter und neugierig schloß ich mich an, während die neue Base tausend Aehnlichkeiten mit meiner Mutter an mir heraustüftelte. Wir erreichten ein kleines gelbes Haus am Berge. Außen wuchs ein mächtig schirmender Apfelbaum; seine blätterlose Krone verdeckte die Türe und die Fenster wie ein schwarzes Gitterwerk. Drinnen wartete eine warme Stube. Ich wärmte mich ringsum an dem alten braunen Getäfer mit beiden Augen; selbst an der Decke war ein glänzendes Muster aus zweifarbigem Faserholz, noch feiner als der beste Buchdeckel aus meiner Buchbinderzeit. Ich sah das Sofa, den Tisch, ein Vogelkäfig und drei Uhren im Zimmer, die zart und beredt miteinander sangen. Die Frau Tante und der Herr Vetter hießen mich ruhig sitzen, als ich alles genau angucken und die grünen Pflanzen bewundern wollte, die wie ein kleiner Hügel gegen das Fenster wuchsen. Zu reden wußte ich am Anfange nichts. So erfuhr ich zuerst von den beiden, daß mein Vater, als er noch der wohlhabende Buchbindermeister gewesen war, einst diesen fernen Verwandten in der großen Stadt aus einer nagenden Not geholfen hatte und daß ich nun unverzüglich die Zinseszinsen jener guten Tat auskosten sollte. Das kam mir lieblich vor, und ich sagte nicht nein. Die Base trug einen weißen Scheitel, und ihre Hände waren dick und rot voll übler Frostbeulen, sodaß mir kaum das Abendbrot munden wollte, das sie aufgetischt hatte. Der Sohn aber bewegte vornehme, schneeweiße Hände. Als ich dann die Menge der Bücherrücken rundum auf den Gestellen mit den Augen verschlungen hatte, legte ich Messer und Löffel ab und mußte schließlich heraus mit der Frage, ob der Herr Vetter, der mir kaum zwei Worte der Beachtung geschenkt hatte, ein Gelehrter sei.

„Ja, mein Sohn hätte heute ein Ausstudierter sein können,“ äußerte die Mutter schmerzlich darauf, „wenn ihn nicht mitten zwischen den Büchern und Studien drin das Augenübel getroffen hätte!“

Mein unverhohlener Mitleidsblick mag dem Gelehrten zur Pein geworden sein; er nahm plötzlich die schwarze Brille ab, und ich sah in ein Paar Augen hinein, gerade in so braune und stolze Sterne, wie sie meiner schönen Dame im Herrenhaus aus dem Gesicht brannten. Die Augen verwirrten und lähmten mich; ich raffte mich erst wieder zur Besinnung auf, als ich meinerseits erzählen sollte.

Dreiundzwanzig Jahre sind schnell abgemacht! Meine Mutter war oft mit mir ins Freie gegangen und hatte immer von der Sehnsucht geredet und daß sie etwas erharre aus der Ferne. Endlich wanderte eines Tages ein junger Geselle dem Seeufer nach. Er schieferte mit flachen Steinen über das Wasser hin und vernahm hinter seinem Rücken mein Bubenlob und die feine Orgelstimme meiner Mutter, die rief: „Ei, das können Sie prächtig!“ Der Geselle wandte sich jäh und lachte uns

beide an. Am Abend fand er Arbeit bei meinem Vater. Derweilen wollte man ein Armenhaus bauen im Städtchen. Das Baugeld aber sollte durch eine weltliche Lotterie, trotzdem es einer frommen und guten Sache galt, in den Armensäckel fließen. Richtig! Ein jeder kaufte sich zwei- und dreimal ein Los in der Woche. Man durfte schnurgerade auf das Stadthaus und erhielt den Gewinn in die Hand gelegt, wenn man Glück gehabt hatte. Unser neuer Geselle, der so offenherzig lachen mochte mit blitzenden Augen, wenn meine Mutter in die Werkstätte trat, zog lauter Glückslose. Das setzte am Ende ein Reden und Wundern und Hänseln ab im Städtchen. Und die Mutter hielt alle Tage einen Blumenstrauß von ihm in den Händen und so viele Seidentüchlein und neue Bücher mit Liedern darin, daß sie ihm wehren mußte. Aber ich, der Bub, nahm alles an, was mir nebenbei beschert wurde von dem Gesellen. Eines Tages fuhr er davon mit einem angehäuften Gewinn in der Tasche und unserer jüngsten Magd am Arme. Mein Vater ließ ihn laufen und rieb sich obendrein schelmisch die Hände. Dann bekam die Mutter einen langen Brief von dem Ausreißer. Er wolle ihr jetzt sein Glück im Spiel verraten. Die Briefumschläge mit den Lotterielosen habe er nur recht müssen in die Fingerbeeren packen, dann habe ihm schon der ganze Arm gejuckt nach dem Gewinn. „Der Leim ist meine Wünschelrute gewesen," schrieb er; „die Hüllen, worin die Nieten lagen, sind mit einem dünneren Kleister zugeklebt gewesen als jene mit den Gewinnnummern darin." Diese wertvollen Papiersäcklein aber habe die Obrigkeit unter ihren eigenen Augen selbst sorglich verschließen lassen und die brauche einen besondern Leim. Solche Unterschiede spüre ein Buchbinder am ersten Fingerdruck. Er gestehe aber, er kenne das ganze Geheimnis von seiner Wanderschaft her aus einem anderen Städtchen, wo der gleiche Spaß sich zugetragen habe, nur sei es dort eine Kirchenbaulotterie angegangen ... Sein Schelmenstücklein sickerte durch, sodaß meine Mutter, die selbander mit mir den allezeit lustigen Gesellen ins Städtchen gebracht hatte, viel leiden mußte von den losen Spottreden der Leute, bis sie, die sonst schon schwarze Fäden spann im Kopfe, eines Abends ins dunkle Wasser sich zur Ruhe legte. Man überschüttete uns mit Leidbriefen, und aus allen Trauerrändern heraus lasen wir, was die Menschen bei unserm Unglück gedacht haben für sich, nämlich: Ich bin froh, daß ich nicht der Witwer einer Selbstmörderin bin und nicht der Bub. Ich wurde aber auf die rauhe Erde verpflanzt dabei und wollte nicht mehr in die höhnenden Reihen der Kameraden von der höheren Schule. Ich senkte meine Schulbücher ins Wasser, wo meine Mutter geschlummert hatte, und wurde Buchbinder; ich lernte beim Vater. Nachdem ich eben mein Meisterstück aus den Händen abgestellt hatte, ruhte wieder ein Blumensarg im Hause. Der Vater schlief mit roten Flecken im Gesicht auf dem weißen Seidenkissen, als wäre der übermäßig getrunkene Wein sichtbar geworden darauf. Als er begraben war, mußte ich noch im schwarzen Sonntagsrock in die Kanzlei. Drei Männer saßen da und taten, als kennten sie mich nicht. Einer rauchte, einer sog am Federhalter, und der dritte sprach kühl zu mir: „Es ist rein nichts geblieben, junger Mann! Gehen Sie auf die Walz! Dazu reicht es noch. Aber hüten Sie sich vor dem Weine!" Ein fremder Mann spuckte aus neben mir. „Das ist der Nachfolger in Ihrem Hause," bemerkte der Amtmann. Mir war es, als hätte einer verächtlich mein ganzes Schicksal unter den Tisch gespuckt, und der Ekel jagte mich zum Stadthaus hinaus. Aber das andere, daß ich wandern sollte, das war mir eine Leuchte nun. Ich ging und fuhr ins Land hinein. Es war in der schönen Fremdenstadt am See drüben, wo ich die erste Arbeit tat ums Brot. Und es schmeckte mir nicht schlecht. Die Türme einer berühmten Kirche hatte ich vor meinen Augen, und die fremden Reisenden schwatzten vor meinen Werkstattfenstern herum und schlugen entzückt die Hände zusammen über die kerzenschlanken Kirchtürme, über den Marmorheiligen vor der Pforte und über das auf die Gasse strömende Orgelspiel. Da schielte ich immer wieder von meinem Papierfalze weg und horchte durchs offene Guckloch nach dem Geplauder und Getrappel

der glücklichen fremden Menschen. So schnitt ich mir an der Buchschneidemaschine drei Finger von meiner rechten Hand weg! Nachher legten sie mir ein Schadengeld auf die Narbenstummel. Das Geld ruhte bald auf der Sparkasse wie ein Wohltäter, der einspringen konnte, wenn es notwendig wurde. Mit dem Bücherbinden war es aus! Dann lief ich den Winter über als Bücherausträger in der Stadt herum, wobei mir die sieben Finger fast erfroren. Da ich zeitlebens nur Bücher und Gedrucktes unter mir gesehen, wollte ich um alles in einem Buchladen angestellt bleiben. Es fiel aber nichts ab für mich zum Lesen, weder Bücher, noch Zeit. So bin ich noch tiefer hinuntergestiegen und bin Zeitungsausträger geworden. Jetzt habe ich zwischen den Botengängen Muße genug zum Lesen und Träumen in meiner Dachkammer an der Judengasse ...

„Die Geschichte ist gut, die von dem Gesellen und den Glückslosen," fiel die weiche Stimme des Vetters in mein Erzählen hinein, „man könnte sie aufschreiben im Kalender. Wenn man den Leuten eine Schlauheit vorrechnen kann, haha, dann freut es mich!" Dann hob er die Brille wieder von den Augen weg, und ich weidete mich von neuem an dem glühenden Erz seiner Sterne, die durch die Lider einen schmalen Schattenbogen erhielten und noch flüssiger und brennender schienen als geschmolzenes Gold. Aber sie trafen mich beinahe spöttisch: „Man kann nicht als Zeitungsausträger in der Judengasse wohnen und glücklich sein!"

Ich vermochte zuerst den Mund nicht aufzuklappen zum Erwidern; ich kämpfte ungeschickt mit stummem Kopfschütteln gegen seine Behauptung. Plötzlich aber trotzte ich gerade heraus, ich wisse das besser und ich liebe meinen Beruf. Und ich erklärte: „Wenn einer auch nur Zeitungsausläufer ist, so hält er doch jeden Tag zum mindesten ein Dutzend Menschenschicksale in einem einzigen Bündel unter den Ellbogen geklemmt mitsamt ihrem Hab und Gut und Wissen und Können." Und ich schwang meine verstümmelte Rechte und rühmte: „Am Morgen, am Mittag, am Abend, dreimal mache ich meinen Weg mit meinen Millionenschätzen auf einem Kilogramm dünnem Papier. Am Morgen bin ich am eiligsten. Dann kaue ich noch eine Brotkruste, worauf die Butter fehlt; ich schlürfe die Schuhsohlen am meisten ab und würde mit keinem Siebenschläfer im goldenen Käfig tauschen. Am Mittag trete ich viel langsamer aufs Pflaster; denn die reichen Leute, die ich bediene, pflegen erst nach dem Essen satt und schläfrig nach der Zeitung zu fragen, und bis sie sich zum Lesen eingerichtet haben, liegt das Blatt schon neben dem Teller voll Zuckerwerk. Mit einer Leichtigkeit, wie es im Märchen geschieht, glaube ich ihnen allemal durch ihre Hausmauern wie durch Glaswände zuzusehen, wenn sie müde die ringbeladenen Hände nach meiner Zeitung ausstrecken, indem sie ein wenig seufzen und mit den Augenlidern zucken ..." Und ich nahm meine gesunde Linke zu Hilfe, fuhr damit durch die Luft und redete weiter: „Am Abend aber finde ich den Gang am schönsten wegen der vielen Menschen unterwegs. Es mischen sich dieselben darunter, die am Morgen an mir vorüberjagen; abends gehen sie ausruhend dahin, und ich bemerke es wohl, wie sie da steif und feierlich, bekümmert oder leichtsinnig heimsteuern nach ihrer Art. Die Straße bringt alles ans Licht! Wenn einer vorbei ist, kommt ein neuer um die Ecke, von vorn oder hinten, und ich habe genug zu betrachten."

„Ja, dich hat uns die Straße wahrlich auch ans Licht gebracht!" warf die Base lustig dazwischen. Aber ich hielt nicht inne; ich stand schon aufrecht auf beiden Beinen und klopfte mit dem Fuße den Boden vor Eifer zu meinen großhansigen Worten: „Außerdem, meine Besten, ist die Abendzeitung am fettesten, das wißt ihr; es gibt darin feine und gute und gepfefferte Dinge und übergenug politische Gerichte. Eine Seite aber nenne ich die Feierabendstunde, weil darauf die gelehrten und weisen Köpfe, die sich Philosophen heißen, in ihrer Mußezeit mit gescheiten Dingen sich aufwarten, wovon gewiß die Hälfte erfunden ist."

Der studierte Herr Vetter verzog den Mund, und die Base verließ das Zimmer, was mir eben recht war; denn ich fuhr ungescheut fort: „Ich gucke meinem Blatt

heidenmäßig gern in den Rachen hinein, wenn die klugen Federn gegeneinander stacheln, und es prickelt mir in den Fingern wie einem Spaziergänger im Walde, wenn er mit dem Stock in einen Ameisenhaufen stößt."

Ich ließ mich nicht unterbrechen durch keine Worte und keine Miene des Vetters. „Es muß Leute geben," stellte ich fest, „die mit ihrem Geiste die Zeitung füllen, damit der Zeitungsausträger Peter Notz sein täglich Stück Brot zu essen bekommt! Wenn aber einer ein Zeitungsausträger ist, so kann er sich seinen Pfad mit hundert fremden Zeitungsgedanken verzieren und den paar täglichen Abfällen, die ihm dabei aus der eigenen Seele schlüpfen, vor allem aber mit bunten Romangeschichten und Novellen ..."

Der Vetter behielt den spöttischen Stern in den Augen, als ich abgebrochen hatte, weil ich fühlte, wie mein Gesicht sich rötete. Ich glaube, der Vetter ist ein Denker wie die andern; Denker tragen immer etwas Spöttisches zur Schau. Ich verblaßte bald vor dem gelehrten Manne. Ich steckte meine verstümmelte Rechte in die Tasche und schwieg. Er führte mich eine Treppe höher im Haus bis in sein Arbeitszimmer. Noch fünfzigmal mehr Bücher und Bilder funkelten darin als in der unteren Stube. Ich atmete meertief hinunter vor Freude bei diesem Reichtum. Der Vetter schlug ein Buch auf, und ich mußte ihm vorlesen aus einem Werke über die Sitten des Volkes vor hundert Jahren. Ich verstand das Meiste darin; das Volk, das hungrige, singende, trotzige Volk mag im Grunde immer dasselbe gewesen sein! Zum Schlusse bat mich der Vetter: „Komm öfter und lies mir vor; ich soll meine Augen schonen!" Er schaffe an einer Sittengeschichte, bemerkte er, einer hoch- und tiefhineinzündenden Arbeit, und er wollte, daß ich ihm aus der Judengasse erzähle. Und ich fing an zu berichten von meinen Nachbarn im Hause zum Bockskopf, und ich führte ihn durch die Gänge und Stuben der Armut. Er schrieb sich etliches auf. Als ich aber von mir aus davon reden wollte, die armen Leute sollten gute und schöne Bücher lesen, da schalt er, ohne daß seine weiche Stimme kälter wurde: „Dann müßten auch alle armen Leute Zeit haben, Zeit ist Geld!"

Daran war mein blinder Eifer vorübergegangen; ich war ganz erfüllt von dem neuen, ach so einfachen und harten Gedanken, als ich heimkehrte in die Judengasse.

Am andern Morgen, der ein nebelzarter war, dünkte mich das Haus meiner schönen Dame verändert. Die Bäume in der Allee lachten mir nicht mehr entgegen; sie ließen die kahlen Aeste hangen wie trostlose Arme. Ich empfand eine Unruhe vor dem weißen Gebäude. Die Türe gähnte weit offen, und der kohlschwarze Hund lief frei umher. Ich fürchtete mich beinahe. Den sauberen Kieswegen fehlte die Ordnung, und die frühere, vornehme Ruhe war zerstört. Ich vernahm, wie die Amseln sich zankten durch das Geäder der leeren Zweige; aber ich konnte nicht herausfinden, woran es lag. Als ich mit dem Mittagsblatt wieder vor dem Hause erschien, stapfte ein Maurer aus dem Tor. Er schleppte gewöhnlichen, grauen Schutt in seinem Kessel auf dem Buckel davon. Ich schaute fragend nach den stillen Fenstern empor, als neben mir auf einmal das Mädchen im Diensthäubchen die Zeitung aus meinen Händen zerrte und ungeheißen vor mir zu schwatzen begann, indem sie das Papier zerdrückte zwischen ihren roten Fäusten. „Ja," gab sie mir ohne weiteres Auskunft, „die Zimmermieterin in der Dachstube hat einen Brand angezettelt und sich die Haut am Halse verbrannt bei dem Unfall. Die Lampe zu Boden stürzen lassen, solch ein schreiendes Unglück!" Das unkluge Fräulein liege jetzt im Spital. Aber der Hausherr sei erbost; denn er habe sie doch aufgenommen aus Mitleid. Sie sprach nicht alles aus, was ihre Augen verrieten, und sie fügte schließlich häßlich grinsend hinzu: „Aufgenommen aus Geiz!"

Wie ein Sturmwind toste es plötzlich durch mich, die Verunglückte in der Dachstube könnte meine schöne, unbekannte Dame sein. Ich wollte es aber nicht dulden im Innern, wennschon ich längst erfahren, daß die hohe, gnädige Frau, die der fiedelnde Müllerbursch angebetet hat, auch keine Gräfin gewesen ist. Und ich

wußte rein gar nichts von meiner schönen Dame, als daß sie so fein und herrlich anzuschauen war wie eine schneeweiße Lilie des Herrgotts! Ich drehte dem frechmäuligen Hausmädchen den Rücken, worauf sie sich schmollend abwandte. Noch einen Augenblick verweilte ich vor einem verwüsteten Aufbau aus Tropfsteinen; da entdeckte ich ein kleines farbiges Ding zur Hälfte verborgen unter der Schuttwelle. Ich sah die Perlentasche meiner fremden schönen Dame; halb zerrissen erkannte ich ihr glitzerndes Gewebe noch. Und das Blut wollte alsobald emporschießen in mir. Aber das Geschrei der Amseln machte mich besonnen. Ich trat näher und ließ eine Zeitung auf den Weg flattern; ich sprang hinzu, deckte rasch die Tasche mit dem Fuße, nahm ruhig das Blatt in die Höhe und hatte das bunte Perlenstück mitgerafft.

Zu Hause durchsuchte ich sie genau und andächtig. Es lag ein schmales Buch darin. Und ich vernahm daraus, daß sie Lore König hieß. Es stand eine trübe Geschichte in dem Büchlein. In kurzen Sätzen nur sagte sie alles und wie ein junges Frauenherz still am Verbluten gewesen. Ich fühlte, das Büchlein war ein Fund, ein Diebstahl, ein Besitz, den ich nicht zurückgeben konnte wie den roten Stein. Nimmermehr! Ich war bestürzt und weinte traurige Tropfen. Ich schoß aus meiner Dachkammer davon vor Staunen und Entsetzen. Und ich war dennoch glücklich. Lore König! Das also war sie! Sie gehörte auch zu meinesgleichen und hatte in einer Dachkammer gewohnt. Und nun lag sie im Spital, weinte vielleicht vor Schmerzen! Ich würde meinen neuen Verwandten niemals von ihr erzählen können. Es wurde mir schwer, alles in mir allein unterzubringen. Das Herz wollte mir überlaufen! Sie wohnte also nicht als Tochter in dem weißen Hause, sondern als eine ferne, arme Verwandte. Sie nähte ums Geld, und die geldsatten Leute hatten ihr aus hartem Mitleid eine Dachkammer überlassen ums Geld. In dem kleinen Taschenbuche las ich es mehr als einmal: Die stolzen Leute hatten sie gepeinigt bis aufs Blut ...

Ich stürzte in einen Blumenladen und kaufte goldbraune Astern und lief damit nach dem Spital. Eine Krankenschwester, die sich eben in einem Spiegel besehen hatte, empfing mich hinter der Glastüre. Sie nahm die langstieligen Blumen und legte sie sich sacht wie ein krankes Kind in den Arm. Darauf fragte sie weich und leise: „Von wem?“ Ich prahlte, aber ohne zu beben, so laut ich konnte: „Das Fräulein wird es dann schon wissen.“

Sie nickte anmutig und holte derweilen zwei Zehner aus der Schürzentasche. Sie schob sie in meine verstümmelte Hand. Denn sie mußte sich gedacht haben, ich sei der Laufbursche aus dem Blumenladen.

Was tat es! Ich hatte meiner schönen lieben Dame einen Brudergruß gesandt! Wir gehörten zusammen. Eines Tages würden wir Hand in Hand gehen. Sie trug ein kleines, süßes Brandmal am Halse, und ich fuhr ihr leicht darüber hin mit meiner zweifingrigen Rechten. Und wir beide wohnten zusammen in einer einzigen Dachstube. Noch seliger, noch sonderbarer als alle meine Zeitungsgeschichten war das. Ich tropfte die blühendsten Klexe, ich schrieb die wunderjauchzendsten Reime in meine Hefte. Aber ich redete niemals hörbar davon.

Mein stiller Vetter und seine muntere Mutter wünschten, ich solle in ihr Haus ziehen. Ich übte mich täglich im Vorlesen, weil der Vetter mich häufig dazu aufforderte, zu lesen für ihn in seinem ernsten gewärmten Arbeitszimmer. Als ich aber nicht bei den Gevattersleuten wohnen mochte, sagte er unwirsch zu mir: „So bleib ein Jud in der Judengasse!“ Ich wollte aber meine Tage im Haus zum Bockskopfe leben, bis in einer göttlichen Stunde mein Traum reif sein und ich mein schönes genesendes Mädchen, meine Lore König, meine Königin in meine Dachkammer führen würde. Und ich konnte nichts tun für sie, als meine Gedanken zum Himmel steigen lassen und ihr den zarten Blumengruß senden jeden Morgen. Aber eines Tages beharrte die Schwester darauf, ich müsse den Spender nennen. Da ließ ich es. Man beteuerte mir, es gehe ihr wohl, und ich hörte lange nichts von ihr. Und ich wartete durch die gleißenden weißen Wintertage hindurch. Ich trug die Zeitung aus und sah die lachende

Luft und das dumpfe Siechen der Menschen auf meinen Gängen durch die beschneiten Gassen. Ich kam dazu, als ein Polizeimann den Schlosser im Hausflur des Bockskopfes an der Schulter berührte und ihn durch die graue kalte Straße davonführte. Ich ging vorüber, als vor dem weißen, erhellten Herrenhaus die seidenknisternden Damen aus ihren glänzenden Wagen stiegen, um ihre stolzen Augen im Leuchten eines Festes zu spiegeln. Und ich konnte nichts tun für meine Brüder im Hause zum Bockskopf als ihre unsauberen Kinder hüten. Wir lachten gerne zusammen, die hungrigen Knirpse und ich, wenn wir uns um den heißen Ofenplatz stritten in meiner Dachstube. Ich besaß noch andere Freunde im Hause an der Judengasse. Und ich gehörte zu ihnen und war doch einsam und kam nie aus dieser Enge des Alleinseins heraus. Jeden Tag aber mußte ich zwanzig Rappen zu einer Witwe ins fünfte Gemach hinunterbringen; ich sollte es nicht erzählen, aber ich hatte jedesmal ein Vergnügen damit. Sie war so selbstverständlich arm. Sie hütete eine Kommode aus bessern Tagen her wie einen heiligen Altar in ihrem reinen Zimmer. Darauf legte ich ihr jeden Nachmittag mein Geldstück hin als heimliches Geschenk. Dann gebärdete sie sich, als sähe sie es nicht. Sie schwatzte mit mir in einem gewählten Ton; sie holte ihren weißen Kaschmirschal und pflückte an den Fransen und Blumenborten herum. Und während sie das Tuch um sich faltete, fing sie an zu suchen: „Wo habe ich nur mein Geld hingesteckt für die Milch, wie vergeßlich ich bin? Ja, richtig, da ist es, ja, auf meiner Kommode aus Kirschbaumholz! Adieu, Herr Notz, ich werde schnell meinen Liter holen.“ Sie konnte es so zierlich anstellen, als ahnten weder sie noch ich, wer den Zwanziger bereit geschoben hatte. Es ist ja auch wenig gewesen!

Ich mußte zuweilen Holz spalten für die Weißnäherin in der Stube nebenan; sie hatte allein keine Kräfte dazu, seit ihr Mann erfallen war. Und ihre zwei Mädchen, die am Christtag keinen Vater umjubeln konnten, wollten von mir ein Christkind haben unter meinen Kartoffelpuppen.

Und der schönen, traurigen Frau des Packträgers, bei der ich mein Essen einnahm, mußte ich meine Zeitung leihen, weil sie beständig auf ein Zeichen hoffte von einem braunen Burschen aus Amerika.

Zu meiner fröhlichen Base ging ich oft, und ich las und redete manches Neue und Lehrreiche herunter mit dem klugen Vetter. Wenn ich aber ein seltenes Liederbuch aufstöberte unter seiner Sammlung, dann kam es über mich. Ich saß zu Hause unter meinem Dachfenster, stieß in den Himmel mit meinen Gedanken und schrieb meine Worte, die mir im Herzen pochten und nachts in den Träumen zu mir schwebten, in ein Heft hinein. Aber es nahm sich aus wie ein verzerrtes Gestammel, und ich schrieb das Beste davon in das Taschenbuch, das ich in der Perlentasche gefunden hatte. Der Vetter und ich türmten Bücher und gelehrte Werke um uns auf, und wir saßen manche Stunde zusammen im Lesesaal der Stadtbibliothek. Und ich habe aus vielen Worten herausgelesen mit feuchten Augen, wie stromtief die Kluft ist zwischen den geistesgroßen Menschen und meinesgleichen. Und die Erkenntnis schleuderte mich zurück auf die Straße und zu meinen Brüdern in der Judengasse. Ich seufzte aus wunder Brust: Eher würde ich mir meine sieben Finger im Feuer verbrennen lassen als einem unter meinen Brüdern ein solches Buch in die Hand drücken. Ich konnte keinen Weg ausfindig machen, aber ich wollte nicht von ihnen lassen, bis Lore König sich einfand bei mir und wir den Leuten im Hause zum Bockskopf unser Glück vorleben würden in meiner Dachkammer.

Der Vetter merkte meine Gedrücktheit und sprach zu mir: „Laß das Zeitungsaustragen!“

Aber ich entgegnete: „Es ist mein Beruf jetzt!“ Und zu mir selber flüsterte ich: „Ich kann jeden Tag Lore König begegnen auf meinem Zeitungsgange.“ Ich wußte, daß ich sie in einer glücklichen Stunde wieder treffen mußte als meinesgleichen. Und dann, und dann ...

Der Vetter drängte immer mehr. Da dachte ich unbeirrt an meinen Entschluß und redete ihm von meinen Kameraden

beim Zeitungsaustragen. „Wenn meine Genossen murren und drohen an den Grenzen des Aufruhrs," versuchte ich zu scherzen, „dann brauchen sie meinen Rat." Dann sagte ich ihnen ins Gesicht: Ihr tragt ja alles in euren eigenen Händen, ihr tragt ebensoviel Reichtum wie Armut unter dem Arm davon, und ich zählte ihnen auf: Milliarden, die im Handel ergattert worden sind, Erfindungen, die ihren Triumphzug machten, Menschenwürden, die geschaffen und abgetan worden, Schiffe, die versunken sind, Bergwerke, die eingestürzt, und Menschenleben, die verloren sind — wollt ihr noch mehr stürzen und wüten, da ihr es alle Tage zerkrümeln könnet in der Faust?" Und sie waren verblüfft über die Welt und Macht, die ihnen eigen sein sollten, und glotzten mich an; sie lachten über meine Einfalt und vergaßen für den einen und andern Tag ihr Schelten und Hetzen, solange sie sich an meiner Torheit ergötzten. Der gelehrte Vetter aber nannte mich einen Wolkenspinner!

Eines Tages sagte die Frau Base zu mir: „Ich nehme nun ein junges Mädchen ins Zimmer, wenn du die Kammer nicht haben willst." Und ich erfuhr, daß es ein nettes, gescheites Mädchen sei, das Unglück gehabt habe. Ich bekam sie aber lange nicht zu Gesicht. Und ich hörte, daß sie für einen Stickereiladen schaffe, und von da an hatte der Vetter einen Seidenfaden als Buchzeichen. Als ich bald darauf wieder bei meinen Vettersleuten eintraf, stand die neue Mieterin neben den grünen Pflanzen am Fenster. Sie hatte ein feines Brandmal am bloßen Halse, und ihre Scheitellinie lief vom weißen Nacken bis zur Stirne; die schwarzen Haare aber lagen in Schneckenringen neben den Schläfen. Und als sie sich umdrehte in einem blauen Kleide, schaute ich meine Lilie. Ich fühlte einen stechenden Pulsschlag vom Herzen gegen den Kopf stoßen; es drängte mich in der Kehle. Ich flüsterte einen Gruß gleich einem Seufzer, sie nickte rasch und errötend zurück, während der Vetter unsere Namen aussprach. Hierauf schritt sie aus dem Zimmer. Und ich bedachte, daß es doch ganz anders zugehe in der Wirklichkeit als hinter meiner Stirne. Da wollte ich den Aufruhr in meinem Innern nicht preisgeben und ging bald heim. Aber die Hoffnung rauschte mit knirschenden Flügeln neben mir her. Die armselige Judengasse! Hielt sie nicht einen Palast in ihrer Mitte? Meine Kammer aber war ein Festsaal, und die Sterne glühten als Freudenfackeln durch mein Dachfenster.

Das nächste Mal saß sie auf dem Sofa in der braunen Stube; vor ihr deckten Glasperlen die runde Tischplatte. Rote und grüne, gelbe und milchweiße schimmerten durcheinander, und sie faßte die bunten Kugeln an einen Faden an. Ich hatte goldbraune kleine Astern mitgebracht, aber der ganze Armvoll ruhte noch im dunkeln Hausflur auf einem Stuhl; ich wartete mit brennenden Augen auf eine mir günstig lachende Minute, um ihr meine Blumen unter die Glasperlen zu streuen. Da trat der Vetter herein und holte ein frühes Veilchensträußchen unter dem Mantel hervor, und seine Mutter stimmte ihm beifällig zu: „Das Fräulein Lore ist schon viel munterer, sie mag sich wieder freuen", als die Veilchen im Gürtel des blauen Kleides steckten. Noch zuckend unter der kalten Enttäuschung, stotterte ich, ich wolle dem Vetter vorlesen; aber er dankte mir leichthin für meine Hilfe, er habe jetzt frische Augen in der Nähe. Ich verneigte mich und ging, und die fröhliche Base deckte meine Not mit einem Scherze, indem sie meine Blumen in eine Wasserschale stellte im Hausflur. Aber mein Herz bäumte sich auf, ich war überflüssig und mußte unterliegen. Denn ich hatte zugesehen, wie der Vetter seine Brille abgenommen und alsogleich Lore König sich veränderte unter dem Lichtschein seiner schönen Sterne, wie sie die Stickerei sinken ließ und fortwährend an diesen Augen hing und wie das Strahlen ihrer eigenen Augen sich verschleierte, als er seine schwarze Brille wieder aufsetzte. Aber verstohlen umkosten ihre Blicke seinen blassen Gelehrtenkopf, während er in seine Bücher schaute. Und ich habe das Duften der Veilchen und das Ticken der Uhren nicht mehr ertragen in der Stube. Da war es mir ins Bewußtsein gedrungen: Seine entblößten Augen zwangen alles

und alle. Ich selbst konnte kaum aufhören, hineinzuhorchen. Sie durften Schönheit verschenken wie ein Gott; aber wenn sie verhüllt waren, so konnte die schwarze Brille alle Gnade verweigern. Immer öfter war der Vetter ohne Brille; aber wenn ich unter die Zimmertüre trat, verdeckte er die Augen. Ich glaube, für Lore König war er ein Gott. Und ich selbst wäre sogar für seine Augen durchs Feuer gegangen. Und ich war das fünfte Rad am Wagen; denn Lore König blieb selten in der Stube und redete kaum mit mir. Und ich dachte ruhig, es könnte jetzt mit mir zu Ende gehen. Ich erschien überhaupt nicht mehr bei meinen Vettersleuten. Die Qual peinigte mich, daß sie mich gar nicht vermissen würden zwischen den gelehrten Schriften und den Blumen und Glasperlen in der braunen Stube. Aber die Hoffnung peitschte mich manchmal wieder auf, wenn ich allein in meinen Büchern las.

Um jene Zeit traf ich Greta Postmann wieder. Ich kehrte heim aus dem Volkslesesaal, da saß sie mit ihrem Kinde auf der untersten Treppe im Hause zum Bockskopf. Mit dem Knaben auf dem Arm stieg ich ihr voran die Stufen hinauf, während sie erschöpft von ihrer Verlassenheit erzählte. Die Weißnäherin geriet in ein vermehrtes mütterliches Sorgen und Schaffen hinein, als ich die beiden bei ihr untergebracht hatte. Ihre zwei kleinen Mädchen fielen mit entzückten Schreien über das Püppchen im Bündel her. Ich durfte kein Wort an Hans Meister schreiben. Alle guten Kunden hatten die Bügelstube der Greta Postmann mit Nasenrümpfen verlassen, als sie hätte anfangen sollen, für zwei zu verdienen. Im Haus an der Judengasse aber tändelten die Leute mit ihrem Kinde, die Weißnäherin gab ihr Brot und teilte ihr Arbeit zu. Ich gewahrte es, wie die armen Mütter Freundinnen wurden. Nur ich gehörte nicht zu den Brüdern und Schwestern; ich blieb allein, und ich konnte keine Antwort geben auf die heischenden Augen der jungen Mutter Greta Postmann, wenn sie täglich zu mir sagte: „Wollen Sie sich nicht meinen Jungen ein wenig ansehen?“ Ich nahm ihn auf die Arme wie die andern Kleinen im Hause. Er schien mir aber zerbrechlich, und ich vergaß alles andere, wenn ich achtgeben mußte, daß ich dem Knaben nicht weh tat. Aber eines Tages schrieb mir Greta Postmann einen Brief:

„Geehrter Herr Peter Notz! Da ich das Heimweh spüre nach Hans Meister, so gehe ich aus der Stadt. Wohin, weiß ich nicht, sage ich nicht. Wir hätten uns vielleicht miteinander freuen können, Herr Peter, aber Sie scheinen es nicht zu verstehen. Wenn Sie Hans Meister schreiben, sagen Sie nichts von uns beiden. Dies ist meine Bitte. Ich danke Ihnen für Ihre gütigen Gaben für mich und mein Kind. Ihre Greta Postmann.“

Ich litt lange unter ihrer Flucht und daß ich kein offenes Herz ausströmen lassen konnte für meine nächsten Nachbarn, und ich wurde noch ärger in Trauer versenkt, weil meine alte Freundin im fünften Gemach unter mir starb. Sie war mitsamt dem Kaschmirschal in ihrem zierlich kleinen Sarg eingehäuselt, als ich heimlich einen Zwanziger hineingleiten ließ und mich wehmütig über ihr gelbes Gesicht neigte. Sie hatte mich ihre Kirschbaumkommode erben lassen. Ich schaffte sie in meine Dachstube hinauf, wo ich immer noch einsam hauste. Die steten Schatten des Hauses wollten selbst in meine Kammer schleichen, und ich dachte, daß ich eines Abends verlassen hier oben sterben würde, eingehüllt in die zerrissenen Schleier meiner Träume.

Lore König war wieder um zehn Stufen höher gerückt ...

Als der Vetter im Frühling mit ihr verlobt war, überwand ich meine Schmerzen und brachte ihr einen Pappkasten, den mir der beste Buchbinder hatte leimen müssen. In den vier Deckelecken saßen rote Steine, und in der Mitte klebte die Aufschrift: „Erinnerungen an unsere Verlobung“.

Sie grüßte mich und gab mir zum ersten Mal die Hand, daß ich kaum die Tränen zurückhalten konnte. Und sie fragte: „Wie soll ich Ihnen danken?“

Da packte mich die grausamste Liebeswut. Dann trug ich die zerrissene Perlentasche zu ihr hin und bat sie: „Flicken Sie mir die da wieder zusammen, sie ist zertreten und zermalmt worden wie ...“

Max Buri (1868—1915).

Handorgeler (1906).
Phot. Ph. & E. Linck, Zürich.

Aber es zerfleischte mir das Herz, daß ich so grausam war; denn nun mußte sie ihr Notizbuch finden und ahnen, daß ich ihre Geschichte wußte.

Es schüttelte mich oftmals in meiner Stube, trotzdem die Frühlingssonne hereinschien. Ich krümmte Zehen und Finger und streckte sie wieder, um Wärme zu erhalten, aber ich fror innen und außen. Die hastigen Zeitungsgänge erhitzten mir manchmal die Glieder. Und dann entzündete ich noch etwas in meiner Seele. Es gab ein Feuer, so oft ich verstohlen liebe Worte aufschrieb für Lore König. Ich Narr! Ich habe alle Blätter verbrannt nachher und mir die Hände gewärmt an den paar Funken. Und meine Dachkammer wurde eisig kühl, wenn meine Seufzer klagten: Ich habe Lore König verloren!

Aber dann kam die unerwartete Stunde des Erbarmens, zwei Tage vor der Hochzeit des Vetters mit Lore König. Der Himmel war ein hellblaues Feld; eine Schlacht von weißen Wolken spielte darauf. Die Wolken waren Tiere mit Fischschwänzen und Tigerkrallen. Ueber dem Berghaupte stachen die Tannenbäume in die Luft, darin ragten die Birkenstämme wie weiße Kerzen, und die Frühlingssonne ruhte für kurze Zeit darauf. Die Amseln lockten wieder draußen. Da kam Lore König zu mir. Die Schatten unter ihrem roten Mund waren düster und zogen wie dunkle Schlänglein in die Wangen hinein. Ich wußte nicht, was sie von mir wollte. Aber sie reichte mir auf der Zimmerschwelle die Perlentasche, die sie mit grünen Glaskugeln kunstreich zusammengeflickt hatte; sie hatte eine Brieftasche genäht daraus für mich. Sie bat mich leise, meinen Dank abschüttelnd, ich solle mit ihr gehen. Ich schloß meine Kammer ab, rannte ins obere Gelaß zu einem Ersatzmann für die Besorgung der Abendzeitung und folgte ihr. Ein weißes Schleierband fächelte ihr links und rechts von den Schultern über die Brust, während der schneeweiße Hals wenig verhüllt war, und die Hände steckte sie zuweilen in die Taschen eines gelben Mantels. Ich musterte sie heimlich, und ich war selig betäubt wie ein Kind am Weihnachtsabend. Sie durchschritt die Judengasse unberührt von allem verdorbenen Atem darin wie eine Lilie, die in das Gemach des Lasters gerät. Sie redete dann zu mir, sie hege nun keinen Zweifel mehr am Spender, der ihr die Blumen ins Krankenzimmer gesandt habe, und sie gestand meiner bebenden Seele, sie wisse auch um meine Liebe. Nun wolle sie mit mir sprechen, froh und frei, und wir sollten zusammen einen Gang unternehmen.

Sie hatte mein Geschreibsel gelesen in ihrem Taschenbuch! Mir sauste es vor den Augen, und ich Narr wußte in meiner Betroffenheit nichts Gescheiteres, ich erinnerte sie an den Bräutigam. Sie hörte aber nicht auf mich, sondern verlangte am Bahnhof zwei Fahrkarten für die Straßenbahn nach dem nächsten Dorfe. Ich stieg hinter ihr ein wie ein Schuljunge. Ich wollte ihr das Fahrgeld zurückgeben; sie wehrte es mir, und so hatten wir den ersten Spaß miteinander. Sie fing an zu trällern, daß ein alter Mann gegenüber vergnügte Augen auftat, und ich war schon so dreist, daß ich bettelte, wenn wir ausgestiegen seien, müsse sie mir eins singen. Sie beteuerte aber, sie besitze keine Singstimme. Zehn Minuten später verließen wir den Wagen in Rahmau. Sie stützte sich auf meinen Arm über die Schienen hinüber. Auf der Straße breitete sie die Hände aus wie Schmetterlinge: „So, Herr Peter, jetzt marschieren wir!“

Noch lag alles Vergangene in unsern Seelen eingeschlossen. Die Luft zitterte; wir wanderten langsam durch eine hochwachsende Wiese bergan. Meine Dame hatte flinke Augen; sie drehte sich schnell nach allen Richtungen und zupfte mich am Aermel und rief: „Sehen Sie dort den blaugesäumten Himmelsstreifen, darauf müßte man ein Gedicht machen, und das hübsche Häuschen neben den Tannen? Ich glaube, das Haus ist ein Gasthaus!“

Ich vermochte ein wenig zu lachen. Sie spitzte aber die Ohren und äußerte lustig: „Ich wittere Tanzmusik, Herr Peter, wollen Sie tanzen mit mir?“

Ich sagte mit weinendem Herzen: „Ja!“ Ich merkte, wie sie mich um jeden Preis fröhlich haben wollte, aber ich wußte bangend das Ende noch nicht.

Als wir in der Herberge einkehrten,

war die Gaststube mit grünen Kränzen ausgeschmückt. Ein Klavier spielte von selbst wie ein unbändiger Wasserfall, und eine Hochzeitsgesellschaft schmauste im Saale. Wir saßen keine zwei Minuten an einer Tischecke, so lud uns einer der Gäste ein, mitzutanzen. Ich mußte Lore König mit meiner verstümmelten Rechten halten und schämte mich. Der Tanz war fertig, die Musik verstummte. Da hieß es in der Runde: „Wer gibt einen Zwanziger?“ Sie bettelte mir einen ab mit den goldbraunen Augen im weißen Gesicht und warf ihn ins Klavier und schlug hinterher einem andern Werber den Tanz ab. Und als wir im Nebenzimmer ausruhten nach ihrem Vorschlage, lachte sie, der Tänzer habe bedauert, ihr Bräutigam würde es wahrscheinlich nicht gern sehen, und habe mit einem Blick auf mich gefragt, ob ich eifersüchtig sei. Da konnte ich nicht mehr an mich halten. Meinen ganzen Jammer schleuderte ich heraus, und ich schluchzte ihr von meiner Sehnsucht vor und davon, daß ich Tag und Nacht im Banne ihres Bildes gelegen habe seit der ersten Begegnung. Und ich habe gehofft, sie würde sich niederbeugen zu mir, wir würden uns an den Händen fassen und wir würden es den Leuten in der Judengasse zeigen, wie man unendlich glücklich sein könne in der Dachkammer des Hauses zum Bockskopf. Sie streichelte meine verstümmelte Rechte. Sie brauchte mir keine Erklärung zu geben von den kostbaren Tyrannenaugen des Vetters. Ich bat sie innig, nicht weiter zu reden, als sie sich selbst demütigte, um das Bitterste auszusprechen. Ihr reicher Vater habe nur zwei Dinge gekannt, sich und das Geld, das er in seinen Gelüsten und Strohfeuern dahinschmelzen ließ. „Es findet sich schon jemand, der die Tochter unterstützen wird,“ so bestellte er sein Haus am Tag vor seinem Tode. Und sie habe gelitten unter den geizigen Verwandten, aber die Liebe meines Vetters habe ihr Erlösung gebracht ... Ich bat sie nochmals, aufzuhören. Die Hochzeitsmusik schrillte in unsere Zwiesprache hinein. Und wir entdeckten unsere Herzen in unsern Blicken, eines erkannte die Seele des andern.

Es war schon dunkel, als wir hinunterstiegen durch die Wiese. Der Boden dehnte sich glatt und feucht niederwärts. Ich mußte meinen Arm zu einer Klammer machen und ihren Körper umfangen. Da hielt ich das verbotene Glück mit beiden Händen. In diesem Augenblicke taten unsere Herzen denselben Schlag voll Schmerz und Liebe. Aber es wurde mir eiskalt dabei wie einem Verdammten. Sie strauchelte und griff mit den Händen nach meiner Brust, ein Laternenschein blitzte darauf; für eine Sekunde glitzerte ein starrer Goldring am schneeweißen Finger ... Ich sah meine Mutter nahe bei mir, wie sie vor mir im dunkeln Wasser sich verlor.

Ich zog mich mit Gewalt zurück. Als mich aber Lore König plötzlich stürmisch küßte, da schlug mir die Flamme zu den Augen hinaus. Ich rief wild in den blauen Abend hinein: „Warum sollte es nicht sein, warum nicht?“ Und ich zerrte sie hart an den Händen, und ich fragte, ob es darum nicht sein dürfe, weil ich ein niedriger Zeitungsausträger sei und eine verstümmelte Hand am Arme hangen habe. Und sie, Lore König, komme aus einer vornehmen Familie. Meine Mutter habe auch ihre feinen Leute verlassen um meines Vaters willen ... Und ich stieß mit den Füßen nach dem weichen Erdboden.

Da legte sie sanft ihre Wange neben die meine: „Ich habe Ihnen das Beste gegeben heute, was ich ausgeben durfte, meine Freundschaft, Peter, zum Abschied. Später darf ich es nicht mehr.“

Da wußte ich, daß der Vetter niemals etwas von unserem Geheimnis erfahren durfte und daß ich von nun an ihren Anblick missen mußte. Sie sagte nicht, daß sie nun als Frau des Vetters meine Base werde. Das hätte mir nichts bedeutet; ich konnte nicht markten um meine Liebe. Meine Liebe lohte empor, aber ich mußte sie sieben Fuß tief unter dem Boden begraben. Und es war der traurigste Augenblick, als ich einsah, daß die Menschen so abgrundtief voneinander weg sind! Ihr Edelmut wies mir meinen Weg. Ich beruhigte mich an ihrer zarten Liebe, und ich durfte ihre trostreiche Hand halten bis zu ihrem Hause, vor dem der Apfelbaum bald ausschlagen wollte.

Als wir in der Stadt angelangt waren, brachten sie einem Gelehrten einen Fackelzug. Wir standen dicht aneinander am Straßenrande. So sah ich sie zum letzten Mal. Es flackerte und brandete und jauchzte in der Luft. Als die letzte Fackel dahinschwand, schlossen sich hinter ihrem Träger die schwarzen Leute zusammen zu einem lärmenden Ballen. Es wurde hinter dem Menschentroß langsam leer; kahl und kalt blieb die Straße. Und ich meinte, ich sehe die Sehnsucht totenstill werden, als ich allein auf der Gasse fröstelte. Aber sie ist unendlich wie die heiße Lust, die sich in unser Herz hineinbrennt. Sie ist stechend und schön und tief und himmelshell. Sie drückt schwer; man kann sie nicht abschütteln. Sie ist wie die Jahreszeiten nacheinander! Und sie hat mich gerüttelt in einem Fieber, auch Lore König wurde davon angefallen, glaube ich, und Greta Postmann und der längst gestorbene Müllerssohn ... und meine Mutter. Und ich leide jetzt noch darunter in dieser Minute!

Ich war durch ein Paradies geschritten und machte Halt am Abgrunde. Ich hätte damals mein Leben abgeschnitten, wenn nicht Lore König mir gesagt hätte, daß ich eines Tages als Dichter aufstehen würde und daß sie es dann mit einer stillen Freude vernehmen werde.

Und ich ging. Ich ging allein in meine Dachkammer. Was konnte ich anderes tun als hingehen unter das Dach meiner Brüder und ein Stück meines Sehnsuchtsbuches schreiben, wie mir meine Mutter befohlen hatte ...

Zur Kenntnis Francesco Chiesas *).

Kürzlich erschien in zweierlei Gestalt, grauweiß kartoniert und in blau Leinen gebunden, eine verlockende Auswahl aus Francesco Chiesas Werken, Poesie e Prose (Zürich, Orell Füßli 1915, 128 Seiten). Im sympathischen Vorwort erklärt Chiesa das Warum dieses Bändchens, das diesseits des Gotthard zu Schulzwecken gewünscht wurde und das, wie der tessinische Boden selbst, auf dem es entstanden, nur eine kleine Probe des großen Südens sei. Da ihm keinerlei Schulausgabenzutat beigegeben — gerne erarbeitet sich der Lehrer sein eigenes Auffassen und Mitteilen hoher zeitgenössischer Kunst — dürften es auch weitere Kreise willkommen heißen.

Die erste Hälfte des Büchleins enthält Versdichtungen. Da mögen gleich zu Anfang die vier Beispiele aus des Dichters Frühlyrik Preludio (1897, vergriffen) besonders interessieren. Risveglio, „Erwachen", eine lenzfrohe, freibehandelte ballata, von der allerdings in der ursprünglichen Form nur die erste Strophe, ripresa, geblieben ist; die zweite, längere, stanza, einst eine feierliche Apostrophe an die Erde, klingt nun übermütig persönlich. Zwischen jenen, guter Jugendpoesie D'Annunzios ähnlichen Versen und diesen läßt sich Aufnahme und Einfluß Pascolis und Carduccis vermuten. Diese neuumgeformten stehen übrigens der kernigen erdtreuen Dichtung einzelner Jüngsten aller Sprachen nahe. Alda Rizzi, die sich der Mutter Erde so warmherzig hingegeben (L'occulto dramma; Mailand, Treves 1914) müßte ihren besondern Gefallen daran finden. Die alte volkstümliche ballata verwandte Chiesa nur noch einmal im Preludio; später hat er sich offenbar nicht mehr in sie hineindichten wollen oder können. Seiner vornehmen Kunstarbeit entspricht eher das Sonett, das häufig schon im Preludio auftritt. Ein Sonett ist das zweite Gedicht der neuen Sammlung, La valle, „Das Tal", ein schauriges Gebirgsnachtbild. — In Vierzeilern bewegt sich das Gedicht Musica: ein seltsam berauschender Frühlingsabend ruft in der Seele des Dichters tausend Stimmen wach aus fernen früheren Zeiten, eindringlicher als alle die Stimme der Mutter; eine der wenigen Andeutungen Chiesas auf jene Schlichte, Feine, Treffliche, der er besonders nahe stand. Gegenüber der ersten Fassung las-

*) In dieser Zeitschrift wurde eine Entwicklungslinie im Schaffen Chiesas (Max Fehr, Francesco Chiesa, mit dem Bildnis des Dichters, 2. Maiheft 1913) und, in deutscher Uebertragung, die erste Fassung der Geschichte vom „Ueberlebenden" (Josy Priems, Simplicius, 1. und 15. März 1911) geboten.